

DIETRICH MÜHLBERG

Konnte Arbeiterkultur in der DDR gesellschaftlich hegemonial sein?

Anlaß und Motive

Thematisiert man Arbeiterbewegung in der DDR, so wird damit auch das Schicksal der Arbeiterkultur berührt – bis hin zu der Frage, ob diese Klassenkultur – und damit auch die der Arbeiterbewegung – gesellschaftlich hegemonial war oder werden konnte.

Meiner Profession nach bin ich Kulturhistoriker und stand in der DDR den politisch zentrierten Historikern in einer hoffnungslosen Minderheitenposition und recht distanziert gegenüber. Konflikte ergaben sich aus der Beschäftigung mit der Arbeiterkultur, mit der Arbeiterkulturbewegung und mit der Arbeiterbewegungskultur. Die kleine universitäre Forschungsgruppe, der ich angehörte, wendete sich darum lieber den kulturellen Eigenheiten von Gruppen der Arbeiterklasse des 19. Jahrhunderts zu (da haben ja die Schriften des Vereins für Sozialpolitik Berge unverarbeiteter Informationen hinterlassen). Noch in den 1980er Jahren konnten Äußerungen über Arbeitermilieus in der Weimarer Zeit oder gar in der DDR zu einem politischen Grundsatzstreit führen, der die eigene Arbeit gefährdete. Erst 1986/87 sahen wir die Chance, uns Arbeitermilieus in der DDR zuzuwenden und haben zusammen mit Peter Alheit (damals in Bremen) ein Projekt zur vergleichenden Untersuchung deutscher Arbeitermilieus entwickelt. Daraus wurde allerdings nichts mehr, aber es ist dann später mit Hanna Haack und anderen als Vergleich zwischen Bremen und Rostock noch glücklich zustande gekommen.

Heute sind es zwei Motive, die mich dazu bewegen, die laufende Debatte über die Arbeiterbewegung in der DDR zu beobachten. Einmal verfolge ich die (freilich sehr zaghaften) Versuche, eine Zeitgeschichte der Deutschen zu schreiben, in der das Neben-, Mit- und Gegeneinander der beiden ungleichen Teilgesellschaften als *ein* historischer Vorgang dargestellt wird. Ich meine keine Geschichte, die sich ausdrücklich auf die Wechselbeziehungen zwischen Ost und West konzentriert, sondern eine, die das Format hat, deutsche Geschichte so zu begreifen, daß sie von Ost- und Westdeutschen gleichermaßen als ihre Vergangenheit angesehen werden kann. Anders gesagt: Mich interessiert, welchen Platz die Geschichte der Gesellschaft, der ich im größeren Teile meiner aktiven Lebensphase angehörte, im kulturellen Gedächtnis der Deutschen einnehmen wird. Die Geschichte der Arbeiterbewegung scheint mir einen Zugang zu übergreifenden deutschen Geschichtsdarstellungen zu bieten.

Das zweite Motiv hängt eng damit zusammen, es ist der auf die Zukunft gerichtete Aspekt historischen Interesses. Es ist die Frage

Dietrich Mühlberg – Jg. 1936; Prof. Dr. sc., Kulturwissenschaftler. Studium von Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte. 1974 Professur für Kulturgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin; Forschung und Lehre zur Kulturtheorie und vor allem zur Kulturgeschichte des Alltags, der kleinen Leute und ihrer sozialen Bewegungen. Seit 1998 in Projekten zur deutschen Kulturgeschichte nach 1945 beschäftigt, daneben weiter Lehrtätigkeit. Publikationen zur Arbeiterkultur und zur Alltagskultur des 19. und 20. Jahrhunderts.

Der Text basiert auf einem Beitrag zur Konferenz »Arbeiterbewegung in der DDR«, die am 06. 12. 2001 in Berlin stattfand.

nach den Entwicklungstendenzen der heutigen Gesellschaft und nach den alternativen Möglichkeiten, die darin enthalten sind. Auch dies hängt mit dem Ende der DDR zusammen. Einerseits entstand durch ihren Beitritt zur Bundesrepublik ein neues großes Deutschland und eröffnete damit eine Phase neuer Chancen und Risiken. Andererseits scheint ihr Zusammenbruch bewirkt zu haben, daß über Alternativen zum heutigen Gesellschaftszustand kaum mehr nachgedacht wird – schon gar nicht in sozialistischer Tradition und Perspektive. Das läßt längst erforschte historische Vorgänge in einem anderen Licht erscheinen.

Beide deutsche Gesellschaften gingen nach dem Zweiten Weltkrieg aus der durch äußere Kräfte niedergedrungenen NS-Herrschaft hervor. Beide waren von den administrierenden Besatzungsmächten als Alternative zum Nationalsozialismus gedacht, den sie als mögliche Lösung für die inneren Widersprüche der deutschen Gesellschaft dauerhaft auszuschließen trachteten. Die eine Seite mobilisierte dafür konservative und liberale Bürger, die andere Seite hielt sich an die Arbeiterorganisationen, voran die ihr herzenverwandten Kommunisten. Auf der einen Seite wurde der kapitalistische Gesellschaftstyp mit seinen üblichen Regulationen fortgesetzt, aber durch Parteiendemokratie und Sozialstaat besser abgesichert. Auf der anderen Seite wurde das Privatvermögen verstaatlicht und seine Nutzung und Verwaltung durch die faktische Alleinherrschaft der marxistisch-leninistischen Partei geregelt. In Ostdeutschland quasi eine Doppelalternative: antifaschistisch und antikapitalistisch.

Zwölf Jahre nach dem Scheitern der ostdeutschen Generalalternative ist es an der Zeit, ohne politische Aufregung nach den Ursachen zu fragen. Dazu hat – allerdings keineswegs affektfrei und politisch durchaus tendenziös – die dominierende Diktaturforschung einiges geleistet. Sie hat an vielen Details bestätigt, was alle ohnehin wußten: Das politische System der DDR war diktatorisch. Für die einen war das ohnehin selbstverständlich, weil sie den zentralistischen Entscheidungsmodus für notwendig und richtig hielten, für die dagegen haltenden anderen, weil sie als demokratische Bürger gegen den Realsozialismus grundsätzliche Argumente ins Feld zu führen suchten. Und schließlich wußten das selbstverständlich auch diejenigen, die das Diktatorische am System beklagten und den »Realsozialismus« durch mehr Demokratie reformieren wollten; viele dieser Reformer sind vom schließlichen Gang der Dinge enttäuscht. Die einfachen Leute im Osten sind heute etwas unschlüssig, in welchem der Systeme sie mehr Mitspracherecht hatten – denn unter Demokratie verstehen sie mehrheitlich, daß Entscheidungsbefugnis nicht delegiert wird.

Auf dieser Ebene liegt dann das, was die sogenannte Alltagsgeschichte zum Problem beizutragen hat. Grundsätzlich ist sie ein wichtiger Zweig der historischen Forschung, Kulturgeschichte ist ohne Kenntnis des Lebensalltags unmöglich. Aber zur DDR-Geschichte haben die Nachrichten aus dem Alltagsleben gleichfalls nur vermelden können, was die Beteiligten auch schon wußten: George Orwells *Negativutopie 1984* ist ein literarisches Werk, der reale Lebensalltag in der sogenannten »durchherrschten« Gesellschaft sieht etwas anders aus, als es die Ergebnisse der Diktaturforschung vermuten lassen.

Die politischen Wirkungen dieser beiden Arten von Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit dürften nicht unproblematisch sein. Während die Diktaturforschung die demokratischen Illusionen der ostdeutschen Sozialisten und Reformen bekräftigte, hat die Alltagsforschung mit ihren vielen Belegen für allerlei Widerständigkeiten das Selbstbewußtsein der Vielen gestärkt, die inzwischen ihr früheres Leben einerseits ganz gut und selbstverständlich finden, aber zugleich nach Legitimationen für ihre neue Daseinsweise suchen. Darum haben sie als Zeitzeugen auch alle gern bestätigt, ein wenig widerständig gewesen zu sein (in der Erinnerung konnte es auch mehr werden). Matthias Middell hat auf dieses seltsame Nebeneinander von Identifikation und kritischer Distanz aufmerksam gemacht und es als Indiz für mangelhafte Verarbeitung der Vergangenheit gewertet.

Nun geben aber weder der Nachweis von Diktatur noch der Hinweis auf ihre Unvollkommenheit eine Antwort auf die Frage, woran die 1945 installierte ostdeutsche Alternative tatsächlich gescheitert ist. Nun vergesse ich ja keineswegs, daß die DDR – von der Sowjetunion in einer bestimmten Situation ins Leben gerufen – beinahe zwangsläufig mit Gorbatschows Reich untergehen mußte. Aber das erübrigt weiteres Fragen nicht und mir scheint, daß die Beschäftigung mit der Arbeiterbewegung zum Kern des Problems führen kann. Schließlich ist das Sowjetsystem nicht vom Himmel gefallen, sondern einst von den russischen Mehrheitssozialdemokraten installiert worden.

In der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung ist um die vorige Jahrhundertwende aus Anlaß revolutionärer Zuspitzungen die Frage heiß diskutiert worden, unter welchen Bedingungen denn eine Chance bestünde, den angestrebten Zukunftsstaat zu errichten. Da gingen die Meinungen über Weg und Ziel, über Zeitpunkt und Verfahrensweise bekanntlich auseinander, führten zu Fraktionskämpfen und schließlich zur Spaltung. Unter gänzlich anderen Bedingungen wiederholte sich diese Debatte 1945 in den Parteien der deutschen Arbeiterbewegung, ob jetzt denn »der Sozialismus« angesagt sei und man fähig dazu wäre, ihn zu machen.

Das ist bekannt, und ich erwähne es nur, weil ich es für die entscheidende Frage halte, ob es überhaupt möglich war, daß eine politische Bewegung, die aus den Arbeitermilieus hervorgegangen war, die sich auf diese Milieus stützte und tendenziell alle zu Arbeitern machen wollte, überhaupt über die subjektiven Voraussetzungen für die Aufgabe verfügte, ein Gesellschaftsganzes dauerhaft alternativ zum kapitalistischen Gesellschaftstypus zu gestalten. Man kann einwenden, daß darauf kaum eine schlüssige Antwort zu finden sei und sich solches Abwägen nicht in wissenschaftliche Fragestellungen übersetzen lasse. Das mag schon sein, doch bliebe zu bedenken, daß es allen an den heutigen Debatten beteiligten Historikern (Professionellen wie Laien) um genau diese Möglichkeit geht. Die einen sammeln Belege dafür, daß ein solches Gesellschaftsprojekt unsinnig und auf Dauer unmöglich ist, die anderen wollen mit ihren Belegen nachweisen, daß es schon möglich gewesen wäre, aber an bestimmten Umständen gescheitert ist: zu früh an der falschen Stelle begonnen, von den falschen Leuten mit falschen Methoden betrieben,

durch äußeren Druck deformiert, an internationalen Konstellationen gescheitert und so weiter.

Es müßte also auch von den heftigsten Kritikern der DDR bedacht werden: Nur wenn man eine solche Möglichkeit – und sei es hypothetisch – voraussetzt, hat es überhaupt einen Sinn, allerlei Defizite in politischer Kultur und rechtlicher Ausformung aufzulisten, Machtanmaßung zu geißeln und mangelnde Öffentlichkeit zu beklagen oder Dokumente zu sammeln, die Kunstfeindlichkeit und Gängelung der Wissenschaft belegen. Das alles gerät zu einem simplen Sündenregister verbohrrer machterpichtiger Leute, wenn nicht wenigstens unterstellt wird, daß im Grundansatz die Chance des Erfolgs gegeben war. Erst recht gilt das, wenn die Beziehung von Arbeiterbewegung und DDR thematisiert wird und gar die (etwas abseitige) Frage aufgeworfen wird, ob die DDR überhaupt etwas mit der deutschen Arbeiterbewegung zu tun gehabt habe.

Zu den kulturellen Chancen eines Arbeitersozialismus

Den »Arbeiter-und-Bauern-Staat« und die SED-Führung an den Zielen der Arbeiterbewegungen zu messen, ist in mehrfacher Hinsicht legitim. Vor allem, weil sie eine der großen geschichtsprägenden Kräfte des 19. und 20. Jahrhunderts war. Kulturgeschichtlich ist sie die erste große Bewegung von nichtbesitzenden arbeitenden Menschen, die für sich die gleichen Rechte und Entwicklungsmöglichkeiten einfordern, wie sie Besitzende haben (und wie sie die bürgerliche Revolution abstrakt proklamiert hatte).

Aber es sollte auch anders als aus dem Blickwinkel der Arbeiterbewegung gefragt werden. Für das Verständnis historischen Handelns ist auch die Kenntnis des Möglichen wichtig. Darum wäre auch zu prüfen, ob es überhaupt eine Chance gegeben hat, die Ziele des »Arbeiterbewegungssozialismus« erfolgreich durchzusetzen, bevor die Träger dieser Bewegung gegen Ende des 20. Jahrhunderts selbst zu historischen Gestalten geworden sind. Darum möchte ich ergänzend einen anderen möglichen Blickwinkel vorstellen und dabei andeuten, was denn Kulturgeschichte an der DDR-Gesellschaft untersuchen sollte.

Zunächst sei betont, daß es angesichts des historischen Verlaufs selbstverständlich völlig unsinnig wäre, die Möglichkeit einer sozialistischen Gesellschaftsverfassung zu bestreiten. Projekte gesellschaftlicher Umgestaltung, wie sie in Ostdeutschland und in anderen Ländern betrieben worden sind, waren lange vorbedacht und angestrebt, dann in offensichtlich ungünstigen Situationen tatsächlich begonnen worden und über einen beträchtlichen Zeitraum gegen kräftige Widerstände durchgehalten worden – eben »Realsozialismus«. Bei aller Macht des Faktischen bleibt aber zu prüfen, welche Chancen die objektiven Bedingungen enthielten, ein sozialistisches Projekt auch dauerhaft erfolgreich zu gestalten.

Diese übergreifende Frage nach den Chancen des »Gesellschaftsexperiments« wäre auf seine kulturelle Seite hin zu konkretisieren. Kulturforschung, die dieses Ziel verfolgt, hätte wohl in drei Richtungen vorzugehen. Einmal wäre zu prüfen, ob eine politische Bewegung, die sich dauerhaft auf die sozialkulturellen Milieus der Arbeiter stützte oder zu stützen beabsichtigte, daraus überhaupt die

nötigen Antriebe und Kräfte für einen gesellschaftlichem Umbau der anvisierten Dimension entwickeln konnte (hier geht es um den Zusammenhang von Arbeiterkultur und Arbeiterbewegung). Zum anderen müßte spezieller danach gefragt werden, auf welche Weise und wie weit die politischen Akteure, also die organisierten Kräfte, die tatsächlich am Werke waren, die Dimension ihrer selbstgestellten Aufgabe begriffen hatten und ihr auch praktisch gewachsen waren, ob sie also die kulturelle Kompetenz für eine solche Unternehmung besaßen oder mit der Zeit erwarben (hier wird nach der Kultur der Arbeiterbewegung gefragt). Und schließlich wäre nach der tatsächlichen Wirksamkeit von Elementen der Arbeiterkultur in der DDR-Gesellschaft zu fragen und dabei auch zu prüfen, welchen Einfluß sie auf Zuschnitt und Struktur wie auf Stabilität und Dynamik des Gesellschaftssystems hatten. Ist es zusammengebrochen, weil eine arbeiterlich geprägte Gesellschaft – grundsätzlich oder in dieser spezifischen Konstellation – nicht lebensfähig sein konnte? (hier wäre nach den Potenzen der Arbeiterklassenkultur zu fragen). Für diese drei Fragerichtungen möchte ich andeuten, worum es dabei geht oder gehen könnte.

Trägt das Arbeitermilieu die Bewegung?

Für die erste Frage nach dem sozialkulturellen Milieu, auf das sich die sozialistische politische Bewegung stützte, wissen wir, daß sie unter den politischen Kräften, die sich durchsetzen sollten, jeweils nur anfangs grundsätzlich diskutiert worden ist. Die russischen Sozialdemokraten konnten nach dem einmal begonnenen Aktionismus, den Lenins Aprilthesen begründet hatten, nicht mehr auf Plechanows prophetische Warnung zurückkommen. Er hatte dagegen gehalten, Rußland brauche erst noch hundert Jahre Kapitalismus, auch damit sich eine wirkliche Arbeiterklasse in Rußland bilde. Einmal in Gang geraten, hatte sich die Warnung erledigt. Sie wurde unterdrückt. Und auf Plechanows Einwände reagierte Trotzki mit dem Plan einer Kulturrevolution, durch die die zivilisatorischen Rückstände des Landes kompensiert werden sollten. Die russische Revolution galt den deutschen Kommunisten dann als der Beweis für das Dogma von der »siegreichen Partei der Arbeiterklasse«. Die Idee von der »historischen Mission« der Klasse ließ die kleinliche Frage danach, was die real vorfindlichen Arbeiter mit der politischen Bewegung verbindet und welche Kräfte ihr aus deren sozial-kulturellen Milieus zufließen können, gar nicht zu. Immer mal wieder gab es Funktionärsstreit über die zu mobilisierende Basis. Generell aber wurde »von oben« gedacht und darin rein voluntaristisch ein Problem der politischen Bewußtheit und des erreichten Organisationsgrades gesehen – eine Denkweise, wie sie übrigens für alle Arten von Arbeiterbewegung typisch ist.

Auch in Ostdeutschland ist dieses Problem nur ganz am Anfang diskutiert worden, als alle politischen Parteien für den Sozialismus votierten und nur die KPD darauf hinwies, daß zwölf Jahre faschistischer Diktatur das Klassenbewußtsein der Arbeiter so weit verschüttet hätten, daß erst einmal eine antifaschistisch-demokratische Ordnung als demokratischer Lernprozeß unerlässlich sei. Später – vor allem mit dem 17. Juni 1953 – verengte sich das auf die Formel

Ich erinnere mich noch gut an eine Art Offenbarungseid, den ich leisten mußte, als im April 1989 die Kommission Arbeiterkultur der Ethnologen sich in Tübingen versammelt hatte und die Entwicklung der Arbeiterkultur seit 1945 resümierte. Zwar konnte ich mit allerlei Informationen über transformiertes Fortleben der Arbeiterklassenkultur in der DDR aufwarten und die eigene Gesellschaft als »arbeiterliche« preisen. Doch zur dort verhandelten Sache selbst – wie denn die Arbeiter in der DDR kulturell verfaßt sind – konnte ich nur wenig sagen und mußte mich damit herausreden, daß wir künftig für die DDR herausbekommen wollten, welche historischen Lebensformen der Arbeiter sich überlebt haben und verschwunden sind, welche ihrer Eigenheiten inzwischen von allen geteilt werden und welche kulturellen Besonderheiten heutige Arbeitermilieus auszeichnen. Es ist schon peinlich, einzugehen, daß es am Ende der DDR-Gesellschaft keine Geschichte ihrer Arbeiterklasse gab und die kulturelle Verfassung der Arbeitermilieus weitgehend unbekannt war (selten hat eine herrschende Klasse so wenig über sich selbst erfahren). Ich erwähne das auch, weil es sich heute als stark hinderlich bei der Untersuchung der aktuellen kulturellen Assimilationsprozesse erweist, daß so wenig über die (nun) geschichtlichen Hintergründe jener Verhaltensweisen bekannt ist, die die Ostdeutschen bei der Eingewöhnung in die westdeutsche Gesellschaft zeigten.

von den »klassenfremden Elementen« unter den Arbeitern. In der Folge hat die SED-Führung zwar hochsensibel auf alle »Widerständigkeiten« unter den Arbeitern reagiert, aber eine nennenswerte Forschung zu den Arbeitermilieus und zu ihrer inneren Dynamik hat es nicht gegeben.

Zur Kultur der Arbeiterbewegung

Mit der zweiten kulturellen Frage an die Geschichte der DDR-Gesellschaft sollten die eigenen, die subjektiven Voraussetzungen erkundet werden, die die politische Arbeiterbewegung für die geschichtlich völlig neue Herausforderung besaß, eine ganze Gesellschaft umzubauen und zu dirigieren. Diese Frage ist in der Geschichte der SBZ/DDR mehrmals andeutungsweise aufgeworfen worden, doch ist sie nie wirklich grundsätzlich gestellt worden. Ich will mich zu der anhaltenden und hochaktuellen Debatte nicht äußern, ob grundsätzlicher Gesellschaftsumbau nach einem Gesamtplan überhaupt eine sinnvolle Zielsetzung sein kann. Umfrage-Daten belegen, daß (mit Schwankungen) so um 70 bis 80 Prozent der Ostdeutschen den Sozialismus für »eine gute Idee« halten, die nur schlecht angepackt worden ist. Für mich sind übrigens auch diese Daten – im Unterschied zu pessimistischen Beurteilungen des Geschichtsinteresses unserer Zeitgenossen – ein Ausweis für Traditionsbewußtsein.

Aber: ein solch breites (und vielleicht unerwartetes) Bekenntnis zum Sozialismus als einer guten Idee, sollte das Herz des altgedienten Funktionärs besser nicht erwärmen. Denn das heißt ja im Klartext: Die SED war nicht fähig genug, hat die gute Idee diskreditiert, mit solchen Leuten wollen wir nicht noch einmal anfangen usw.

Wie wir wissen, wußte es die Führung der SED zu verhindern, daß ihre eigene Befähigung zum Gegenstand wissenschaftlicher Analysen gemacht werden konnte. Als es 1952 plötzlich hieß, die Arbeiterklasse wäre nun fähig, den Aufbau der Grundlagen des Sozialismus zu beginnen, war das nicht nur eine Floskel ohne jede Absicherung, es war auch eine bewußte Unwahrheit. Und nicht nur deshalb, weil gar keine analytische Arbeit geleistet worden war, sondern weil über »die Arbeiter« damals ganz anders gedacht worden ist. Das nicht nur aufgrund der Instruktorsberichte, sondern schon aus Tradition. Seit Beginn der politischen Arbeiterbewegung überwog in allen ihren Abteilungen ein negatives kulturelles Bild von den Arbeitern, das von Überzeugungen geprägt war, die bis heute vielen vertraut sind:

- Arbeiter leben hart an der Armutsgrenze, sie sind von zunehmender Verelendung betroffen,
- Arbeiter haben keinen Gestaltungsspielraum, sie sind ihrer Arbeit entfremdet,
- sie bilden bestenfalls örtliche Arbeiterkulturen,
- sie denken aus eigener Anstrengung bestenfalls gewerkschaftlich,
- Arbeiter sind allein durch ihre politische Klassenorganisation zu Eigenem fähig, sind also »an sich« zum Aufbau einer alternativen Gesellschaft noch ungeeignet.

Aber auch die Kultur der politisch organisierten Arbeiter wurde nicht hoch veranschlagt. Sie kam noch einmal zur Sprache, als sechs Jahre nach dem mißglückten Schnellschuß von 1952 die SED auf ihrem V. Parteitag etwas gründlicher über den sozialistischen Gesellschaftsaufbau diskutierte. Walter Ulbrichts Rückblick von 1958 dürfte noch in Erinnerung sein. Er hob hervor, daß einige Hunderttausend Arbeiter ohne entsprechende Vorbildung in Führungsfunktionen von Staat und Wirtschaft aufgestiegen sind, die oftmals nur

über so viel Kultur verfügten, wie ihnen die Arbeiterbewegung hatte geben können. Damit war zumindest indirekt von *Arbeiterbewegungskultur* die Rede. Im Unterschied zur sowjetischen Kulturrevolution, mit der die Rückständigkeit des halbfeudalen Agrarlandes überwunden werden sollte, wurden hier nun die Arbeiter allgemein (und die in Leitungsfunktionen aufgestiegenen ganz besonders) dazu aufgefordert, die »Höhen der Kultur« zu erstürmen. Mangelnde Befähigung zur politischen und wirtschaftlichen Führung wurde als kulturelles Problem gesehen (»Probleme des Zurückbleibens des subjektiven Faktors« hieß das bei Walter Ulbricht).

Es ist für den Bereich der politischen Kultur nicht untersucht worden, was die Arbeiterbewegung den organisierten Arbeitern an Kenntnissen und Erfahrungen vermittelt hatte, die nun für den Gesellschaftsaufbau nutzbar wurden. Das hätte auch den kommunistischen Führungsanspruch geschmälert, denn es war ja offensichtlich, daß die Gestaltung ganzer Gesellschaftsbereiche ohne die sozialdemokratischen Erfahrungen aus der Weimarer Republik (etwa in Kommunal-, Sozial-, Gesundheits- und Kulturpolitik) gar nicht möglich gewesen wäre. Und es muß bedacht werden, daß etliche der sowjetischen Überformungen in gewisser Weise Re-Importe waren, hinter denen Traditionsbestände der westlichen Arbeiterbewegungen standen. Man denke nur daran, wie das Volkshaus nun als sowjetisch modelliertes Kulturhaus nach Deutschland zurückkam.

Die Tatsache, daß nun viele junge und ältere Leute aus den Arbeitermilieus in Leitungsfunktionen aller Ebenen eingetreten waren, dürfte unbestritten sein. Ebenso die Folgen der Rekrutierungs- und Aufstiegsmobilität. Vor allem waren dadurch den weiter bestehenden Arbeitermilieus vielfach die organisierten Kräfte – das heißt, die Träger der Arbeiterbewegungskultur – entzogen worden. Das modifizierte die Arbeiterkultur. Sie verlor dadurch auch an Bindung zur eigenen Organisationskultur, die den Arbeitern jetzt zudem in staatlich organisierter Form gegenübertrat.

Zugleich bildeten die Aufgestiegenen relativ schnell eigene sozialkulturelle Milieus mit eigenen kommunikativen Netzen, Sprachen, Wertvorstellungen. Obwohl das Bildungsprogramm bürgerlich orientiert war und wiewohl es etliche Anlässe gab, Verhaltensweisen bürgerlicher Funktionsträger zu adaptieren, blieben sie in vielen Äußerlichkeiten, in der Denkweise und den Wertvorstellungen den Herkunftsmilieus verbunden. Vor allem, weil sie sich als Aufsteiger nicht an ein bereits kulturell ausgeformtes Milieu anpassen mußten, sondern dort mehrheitlich ihresgleichen vorfanden. Nur die Interessenlage war bei diesen professionellen Vertretern der Arbeiterinteressen – als die sie sich weiterhin verstanden – nun deutlich anders als im Herkunftsmilieu. Dieses Milieu der gehobenen Funktionärschicht stabilisierte sich auch kulturell. Eine Analyse der Wertvorstellungen, Denkweisen, Vorurteile usw. dieser hegemonialen »Teilkultur« steht noch aus. Einen möglichen Zugang sehe ich in der Analyse der Arbeiterbilder, die da im Umlauf waren, propagiert wurden, über die gestritten wurde. In den Vorstellungen vom Sozialtypus »Arbeiter« spiegelten sich die Selbstbilder der politischen Funktionäre, der Funktionseliten und in bestimmtem Maße auch die von Arbeitern.

Es muß auch bedacht werden, welche gravierenden kulturellen Folgen der Übergang der Arbeiterpartei und der Massenorganisationen zum Betriebssystem hatte. Einmal wurden mit der Liquidierung des Vereinswesens in der DDR (durch Verordnung der deutschen Verwaltung des Innern im Januar 1949) auch fast alle Arbeiterkulturorganisationen aufgelöst – soweit deren Neugründung nach 1945 überhaupt zugelassen worden war. Die Volksbühne wurde erst später in den FDGB überführt. Zum andern war damit auch der wichtigste Beitrag zur Auflösung der alten sozial-moralischen Klassenmilieus der Arbeiter geleistet. Ähnliche Folgen hatten die Mitte der 50er in der Bundesrepublik einsetzende hohe Arbeitsmobilität und der Stadtbau: Sie beseitigten die Klassenkultur als räumliche, sinnlich erlebbare Heimat und als ein entsprechend gepflegtes Reservat.

War die Arbeiterkultur prägend?

Kann es nach solchen »Negativbefunden« überhaupt noch sinnvoll sein, die dritte Frage nach der tatsächlichen Wirksamkeit von Elementen der Arbeiterkultur aufzuwerfen und zu prüfen, ob die DDR eine proletarisierte, eine arbeiterliche Gesellschaft war? Tatsächlich fallen Antworten darauf recht widersprüchlich aus, wenn zugespitzt gefragt wird, ob die hegemoniale bürgerliche Leit-Kultur der kapitalistischen Gesellschaft in Ostdeutschland durch eine arbeiterliche Kultur abgelöst oder verdrängt worden ist, die dann die Kultur der sozialistischen Gesellschaft geprägt hat.

Die These von der DDR als einer »arbeiterlichen Gesellschaft« wird zum Beispiel von Wolfgang Engler (Die Ostdeutschen als Avantgarde, Berlin 2002) vertreten.

Dieser Gedanke einer möglichen kulturellen Hegemonie der Arbeiter ist den meisten Funktionären der großen Strömungen der Arbeiterbewegung aufgrund ihrer abwertenden Distanz zu den Arbeitermilieus nie gekommen, sie dachten sich den Zukunftsstaat oder »den Sozialismus« immer als Herrschaft ihrer eigenen Ideen und Wertvorstellungen, angereichert durch alles Wertvolle usw. Was später (wissenschaftlich) durch den Begriff »Arbeiterkultur« gefaßt worden ist, schätzten sie größtenteils gering. Und dies schon, weil sie immer wieder dem Vorwurf der Kulturlosigkeit der Arbeiter wie der Arbeiterbewegung ausgesetzt waren und ihm auch entgegentreten hatten.

So wehrte sich Rosa Luxemburg mit dem bekannten Wort, der Sozialismus sei keine Messer-und-Gabel-Frage, sondern eine große Kulturbewegung. Folgerichtig wurde »der Arbeiterklasse« propagandistisch allerlei zugeordnet oder angedichtet, wozu sie bestenfalls »in Gestalt ihrer besten Vertreter« und durch die Arbeiterbewegung in eine äußere Beziehung treten konnte. Propagandistisch hieß es, »die Arbeiterklasse« bewahre das kulturelle Erbe und eigne es sich an. Dies bekanntlich über »ihren Staat«, der dies alles »als Ausdruck der Klasseninteressen« pflegte. Noch gut im Gedächtnis auch die recht eigenartige Behauptung, der Marxismus-Leninismus sei der höchste Ausdruck der Kultur der Arbeiterklasse!

Wenn auf die Vorwürfe kultureller Mängel oder gar der Kulturlosigkeit überhaupt und immer abwehrend reagiert wurde, so hängt das damit zusammen, daß alle Vordenker der marxistisch orientierten Arbeiterbewegung selbst bürgerlich geprägt waren. Dieser (bürgerliche) Vorwurf modernen Barbarentums mußte sie also treffen. Ihre radikalisierten bürgerlich-humanistischen Wertvorstellungen

bildeten den Antrieb für ihr politisches Engagement und besaßen schon darum axiomatischen Charakter. Das gilt für Luxemburg und Lenin, Mehring und Kautsky, für die Späteren ohnehin. Der Kulturtheoretiker Hans Koch dachte, er sage was Nettes über Lenin und sich selbst, wenn er bei diversen Gelegenheiten betonte: »Lenin liebte die Appassionata!« Aber er meinte wohl, die wenig kultivierten Funktionäre in seiner Umgebung täten gut daran, Lenins Beispiel zu folgen.

Ansätze für klassenbezogene Überlegungen zur Arbeiterkultur wurden schon früh abgedrängt. Für die deutsche Arbeiterbewegung hat Franz Mehring dafür die entscheidenden Argumente geliefert. Unterdrückt wurden die Ideen Nikolai Bogdanows, der proletarische Kultur von dem spezifischen Leistungsvermögen der Arbeiter her zu definieren versuchte und darum das moderne industrielle Produktionsdenken zum Ausgangspunkt nahm. Ähnlich erging es Leo Trotzki, auf den die Idee der sozialistischen Kulturrevolution zurückgeht, die in der Lenin zugeschriebenen Version zu einem bürgerlichen Bildungsprogramm geworden ist. Trotzki dagegen bewegte es auch, wie weit die entstehende Massenkultur proletarisch geprägt sei oder werden könnte – Gedanken, die Willi Münzenberg vor allem praktisch weiterentwickelt hat.

Die Vorstellungen vom Sozialismus waren in den großen Abteilungen der deutschen politischen Arbeiterbewegung meist mit bürgerlichen Kultur- und Bildungsvorstellungen kombiniert. »Dem Proletarier« wurde unterstellt, auch er habe Sehnsucht nach dem Schönen und werde zukünftig eine innige Beziehung zur Kernzone bürgerlicher Kultur entwickeln, er sei schon heute immer häufiger ein Lesender und werde – wo die Bedingungen günstig sind – zunehmend auch ein literarisch schöpferischer Mensch. Das war dann auch die bekannte kulturrevolutionäre Parole der DDR: vom lesenden zum schreibenden Arbeiter. Praktisch war dieser »Bitterfelder Weg« eine wohl einmalige volkspädagogische Aktion, die selbstverständlich auch die künstlerische Kultur der DDR mitgeprägt hat. Aber weil literarische Kommunikation und Produktion von Texten für die Lebenswelt der meisten Arbeiterinnen und Arbeiter ohne Belang ist, lag dieses kulturpolitische Projekt deutlich neben ihrer Alltagskultur und hatte auf sie kaum einen Einfluß.

Was den Umgang mit der Arbeiterkultur betrifft, ist den Arbeiterbewegungen wohl generell anzukreiden, daß sie dazu keine positive Beziehung entwickelt haben. Als sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine milieugestützte Arbeiterkulturbewegung zu entwickeln begann, wurde sie allein als »Vorfeldorganisation« begriffen. Nach 1945 wurde sie von den Arbeiterparteien für nicht sonderlich wichtig gehalten. Die SED hat sie schließlich ganz abgeschafft und auch damit ein Korrektiv des eigenen Handelns beseitigt. Politisch wie kulturell scheint mir damit auch die eigene Herkunft mißverstanden worden zu sein – ein Irrtum, der auch den Selbsterkenntnisprozeß blockierte und die Losung vom Arbeitersozialismus zur Floskel werden ließ.

Folgt man diesen Argumenten, dann kann keine Rede davon sein, daß die DDR durch Arbeiterkultur geprägt worden ist. Andererseits gilt der Osten bis heute als »Land der kleinen Leute«. In den Ver-

mutungen über die internen Ursachen für den Zusammenbruch des sozialistischen Gesellschaftssystems wird immer wieder indirekt auf Arbeiterkultur (als Lebensform und Denkweise) hingewiesen, die sich (vielleicht hinterrücks) in der DDR-Gesellschaft doch durchgesetzt habe. Denn prominent wird die Auffassung vertreten, daß die DDR-Gesellschaft »arbeiterlich« war. Die Konstituierung der Arbeiterbewegung zum Staat habe schon durch seine entsprechend sozialisierten Mitarbeiter die Arbeiterkultur zur herrschenden gemacht – freilich gegen die Absichten der politischen Machtelite. Und vor allem: Ohne daß sie es selbst bemerkt hätte, denn gerade sie hatte keinen Begriff von Arbeiterkultur und wollte zugleich auch nicht »arbeiterlich« oder proletarisch im alltagskulturellen Sinne sein.

In diesem Punkte ist bei weiterer Beweisführung allerdings Vorsicht geboten. Schnell bedienen hier die Ergebnisse kulturanalytischer Versuche den Hochmut bürgerlicher Eliten in Journalismus, Politik und Wissenschaft. Denn die sind (bei aller Betonung gegebener Chancengleichheit in der von ihnen gestützten Gesellschaft) denn doch der Überzeugung, daß Tischler und Dachdecker von der großen Politik zu wenig verstehen. Trotz dieser Besorgnis möchte ich an zwei Beispielen abschließend andeuten, auf welche Weise diese Vermutung einer hegemonialen Arbeiterkultur gestützt werden könnte.

Von Historikern der Arbeiterkultur wurde häufig auf den Zusammenhang von proletarischer Lebenswelt – voran die prägende Arbeitssituation – und Gesellschaftsbild der Arbeiterinnen und Arbeiter hingewiesen. Ein für sie ganz normales Bild ist das rationale, von einer planenden Zentrale gut organisierte und »militärisch« zu leitende Zusammenwirken in der industriellen Produktion, in der Fabrik. Darum findet sich schon bei Karl Marx der Kerngedanke: Die alltägliche kooperative Erfahrung und das moderne Produktionsdenken machen allein die Arbeiter aufnahmefähig für den Vorschlag, auch die gesellschaftlichen Beziehungen »vernünftig« zu regeln. Ist es da nicht naheliegend, sich die Gesellschaft wie eine große Fabrik vorzustellen, die entsprechend geleitet wird?

Aus solchen milieubestimmten historischen Erfahrungen heraus wird verständlich, warum ein recht einfaches mechanisches Gesellschaftsmodell das planende und reaktive Handeln der politischen Akteure und Entscheidungsträger gelenkt haben dürfte. Anders könnten die Vorstellungen von einer einheitlichen Kultur, von einer Menschengemeinschaft, in der individuelle und gesellschaftliche Interessen übereinstimmen, gar nicht zu erklären sein. Es blieb bis zum Ende bei dem Ideal harmonischen Zusammenwirkens aller Gliederungen und Abteilungen (oder wie bei Walter Ulbricht schon kybernetisch gedacht: der Teilsysteme) nach einem Gesamtplan. Gesellschaft wurde nicht als ausbalanciertes System unterschiedlicher und gegensätzlicher Interessengruppen verstanden, sondern als ein lenkbares Ganzes. Tendenziell wurde die Gesellschaft darum als alles organisierender Staat gedacht. Diese Denkweise korrespondiert auffällig mit den Eigenheiten, die dem Sozialtypus des modernen Industriearbeiters zugeschrieben worden sind. Es scheint so, als ob diese Festlegung auf ein Industriegesellschafts-Modell und seine idealtypischen Hauptakteure die Modernisierungsneigung und die Fähigkeit zum ständigen Erneuern stark gebremst hat.

Der geniale Wilhelm Bracke entgegnete den Kritikern kommunistischer Pläne: Der Kommunismus wäre in Elementen bereits anzuschauen, die deutsche Post und die deutsche Bahn dienten ganz vorteilhaft allen. Bekanntlich hat Lenin Brackes Modell übernommen und ist mehrmals auf Post und Bahn als Gesellschaftsmodell zurückgekommen. Er hat sich aber auch in Berlin angeschaut, wie Elektrokonzerne national und darüber hinaus operieren. Und dann belegte die Gesamtverwaltung aller Ressourcen im Ersten Weltkrieg: Sogar der Mangel ließ sich auf ein Ziel hin organisieren.

Um noch einmal das Fabrik-Modell zu bemühen: Arbeiter sind mit der »sachlichen Seite« der modernen Industrieproduktion verbunden, nicht mit den wirtschaftlichen Verwertungsprozessen. Den Kern der Arbeiterkultur bilden ein neues Produktionsdenken und sachorientierte Vorstellungen von Effizienz. Von den »Verkehrsverhältnissen« haben sie durch ihre Arbeit keine eigene Anschauung. Und während sie es gelernt haben, alle ihre Bedürfnisse über den Markt der Konsumgüter und Dienstleistungen zu befriedigen, ist ihnen der Markt der Produktionsmittel und Kapitale nicht geheuer. Dieser Markt liegt außerhalb der Fabrik, die für den Arbeiter-Sozialismus Modell steht. Hier ist das Produktionsspektrum an den Gewohnheiten ausgerichtet, »falsche Bedürfnisse« erliegen schließlich dem Verteilungsmonopol des »Fabrikmanagements«, individuelle Eigenheiten werden als Störungen ausreguliert, relative Zufriedenheit stellt sich schließlich ein. Sie dauert aber nur so lange, wie ein solches Modell von »Arbeitersozialismus« als erstrebenswert oder normal gelten kann.

So vereinfachend solche Modellierungen sind, geht es dabei doch um Wesentliches, im Kern um den akzeptierten Bedürfnishorizont und den für angemessen gehaltenen Lebensstil in dieser tendenziell egalitären Gesellschaft. Auch hier setzten sich im »realen Sozialismus« arbeiterliche Vorstellungen durch, wurden Anliegen des Arbeiterbewegungssozialismus verwirklicht. Nachweislich sind sich die Ostdeutschen über die Jahre in vielen Positionen sehr ähnlich geworden. In Arbeitsbewertung, Zeitrhythmus, Versorgung, Wohnweise, Familientyp, Gesellungsformen, Kunstauffassung, Sprache und Habitus haben sich arbeiterliche Grundtendenzen durchgesetzt. Es soll hier nicht geprüft werden, wie weit das in Analogie zu »Proletarisierungen« in westlichen Gesellschaften geschah.

Wer sich zu den Idealen des Arbeitersozialismus bekennt, kann mit Stolz auf diesen erreichten Grad an sozialer und kultureller Gleichheit zurückblicken. In edelkommunistischer Gesinnung könnte man noch eins draufsetzen und beklagen, daß es mit der Gleichheit der DDR-Bürger doch nicht so weit her war, wie propagandistisch behauptet worden ist. Doch solche eigenartigen Anschuldigungen führen vom eigentlichen Problem weg. Tatsächlich wäre zu fragen, ob in dieser, am idealisierten Industriearbeiter ausgerichteten Tendenz zur sozialen und kulturellen Homogenisierung nicht eine wesentliche Ursache für das Verschwinden dieses Gesellschaftstyps liegt, weil gerade dies ihn lähmte und ihm die innere Dynamik nahm. Und das muß wohl mit hoher Wahrscheinlichkeit vermutet werden, obwohl es sich kaum mit wissenschaftlichen Methoden beweisen läßt. Überdies ist eine solche Hypothese im Osten nicht sehr populär. Wer möchte hier schon hören, daß das Scheitern der DDR auf kulturelle Unterlegenheit zurückzuführen ist. Dies nicht nur, weil allzu gern die Pflege und die Demokratisierung bürgerlichen Kulturguts als die eigentlichen Stärken der DDR angeführt werden, sondern weil sich damit alle Ostdeutschen abgewertet sehen müssen.

Versuch eines Resümees

Aber gäbe es dafür einen Grund? Tatsächlich liegt der Lebensabschnitt, den sie »unter sozialistischen Bedingungen« durchlaufen

Vergleiche auch nachstehende Arbeiten des Autors: »Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der DDR«, in: Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr: Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 62-94. »Nachrichten über die kulturelle Verfassung der Ostdeutschen«, in: Berliner Debatte INITIAL 10 (1999) 2, S. 4-17. »Kulturelle Differenz als Voraussetzung innerer Stabilität der deutschen Gesellschaft«, in: Berliner Debatte INITIAL 11 (2000) 2, S. 47-58. »Was heißt hier Arbeit?«, in: UTOPIE kreativ, Heft 80 (Juni 1997), S. 11-29.

haben, nun bald die Spanne einer Generation zurück, ist für sie selbst und für die Wissenschaft inzwischen zur Geschichte geworden. Beim Rückblick auf dieses Geschehen öffnen sich für uns das 19. und 20. Jahrhundert als ein Zeitraum, in dem die Arbeiter- und die Arbeiterbewegungskulturen die entscheidenden Sub- und Gegenkulturen in den klassengespaltenen europäischen Nationen gewesen sind. Sie waren dies als Teil einer übergreifenden kulturellen Großstruktur moderner Industriegesellschaften, die einheitliche Verkehrsformen hervorgebracht haben. Die milieugestützten oder klasseneigenen »Sonderkulturen« waren zugleich immer auch Ausprägungen einer übergreifenden (nationalen) Kultur. Diese war seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bürgerlich geprägt, doch entstanden bald mit dem Anwachsen des städtischen Proletariats neue Kulturformen, deren Antriebe aus dem Lebensalltag der Industriearbeiter und kleinen Angestellten kamen. Die einsetzende Verwertung der Bedürfnisse dieser gesellschaftlichen Großgruppen (auf der Grundlage industrieller Massenproduktion aller Art) hat vieles davon dauerhaft objektiviert. Das schuf eine ambivalente Situation mit doppelter Folge. Einerseits lösten sich die milieutypischen Arbeiterkulturen mit den eindringenden massenkulturellen Formen weitgehend auf (damit ging auch das Gewicht von Arbeiterbewegungskultur zurück). Andererseits wuchs der Einfluß der an Arbeiterbedürfnissen profilierten massenkulturellen Formen auf die Gesamtkultur und auf die Kulturen fast aller Milieus. Ein Vorgang, der auch doppelt interpretiert wird: als Verbürgerlichung der Arbeiter und als Proletarisierung der Gesellschaft. Dieser kulturelle Wandel hält an und ist Ausweis für die kulturelle Dynamik von arbeiterlichen Milieus im heutigen Sinne.

Offenbar hat es dabei eine geschichtliche Phase gegeben, in der die industrielle städtische Arbeiterklasse der fortgeschrittenen kapitalistischen Länder aufgrund ihres kulturellen Profils die Chance hatte, die Staatsmacht (vielleicht sogar demokratisch) zu majorisieren und die Gesellschaften dieser Länder in einem sozialistischen Sinne umzugestalten. Die historischen Konstellationen führten nur im zivilisatorisch rückständigen Rußland dazu. Das russische Beispiel hat dann die pro- und antisozialistischen Positionen stark beeinflußt. Dies macht es schwer, die Vermutung zu belegen, daß der kulturelle Horizont der Arbeitermilieus und die Kulturvorstellungen der daraus hervorgegangenen Arbeiterbewegungen durchaus dazu ausreichten, funktionsfähige sozialistische Industriegesellschaften zu installieren und auszuformen. Zugleich könnte gerade diese Befähigung die Akteure daran gehindert haben, die einsetzende kulturelle Ausdifferenzierung der modernen industriellen Gesellschaften zu begreifen und angemessen zu handeln. Das minderte ihre Potenzen beträchtlich und wurde vollends zum Verhängnis, als kulturelle Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit weltweit als produktive Kräfte immer gewichtiger geworden waren.